

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 49

Artikel: Oeffentliche Bauten
Autor: Röthlisberger, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich aber nicht. Er trat an ein Fenster, trommelte mit den Fingern an eine Scheibe und schaute in die Dunkelheit hinaus und den Regentropfen am Glase zu, welche sich durch das Klopfen seiner Finger in merkwürdig krummen Linien zueinander fanden, bis ein großer schwerer Tropfen aus ihnen wurde, der dann eilig und gerade an der Scheibe herabließ.

Das Unwetter draußen hatte sich ausgetobt. Nur der Wind kam noch etwa in schweren, wuchtigen Stößen von den Bergen her und trollte sich murrend, wie ein verdrossener Bagant durch das Land. Zwischen den Wolkenfetzen am Himmel lag hier und da ein Stücklein tiefer Bläue, und manchmal glänzte darin ein goldener Stern und zitterte leise, als ob ihn fröre. Indessen kam der Hans mit einem halben Liter Wein in die Stube zurück. Da wandte sich der Mann vom Fenster ab. „Aha“, sagte er, „das wäre jetzt nicht nötig gewesen. Der Hans schenkte ihm ein Glas voll und setzte sich gegenüber an den Tisch. Und während der Präsident trank, räumte er Schreibhefte und Schulbücher, mit denen er beschäftigt gewesen war, beiseite. „Aha, du hast Aufgaben gemacht?“ sagte der Präsident. „Zeig mir einmal so ein Heft?“ Es waren deutsche Lesestücke ins Französische übersetzt. Unter jeder Übung stand mit roter Tinte von der Hand des Lehrers geschrieben, ein bien oder très bien. Der Präsident blätterte das Heft mit Wohlgefallen durch.

„Los Hans, du kommst nun in vierzehn Tagen aus der Schule. Was willst du dann anfangen? Hast du es dir jetzt überlegt, ob du ein Studierter werden willst oder nicht? Es ist wahrhaftig schade, wenn du deine Anlagen nicht zu Nutze ziehst. Daß du Anlagen hast, kann man ja aus deinen Schulheften heraus sehen. — Oder hast du dir sonst etwas ausgedacht?“

Der Bub stützte den Kopf mit seinen Armen.

„Ja bisweilen wohl, aber so recht und ernsthaft noch nie, denn ich habe immer gedacht, das hat jetzt noch lange Zeit, und wenn es dann einmal sein muß, so kann ich mich an einem einzigen Tag besinnen. Ja, warum auch nicht? Ich weiß ja von keinem Beruf, wie er ist und ob er mir, wenn ich ihn erlerne, gefallen wird oder nicht. Das weiß ich nicht zum voraus. Und Anlagen hab ich gar nicht, wie Ihr sagt. Etwa wie der Fritz Bohnenblust, welcher immer sagt, er wolle Künstler werden, und es ganz bestimmt weiß, daß er das wird. Ich kann in der Schule alles etwa gleich gut, und deshalb weiß ich nicht, was ich werden soll. Aber wenn es etwas Rechtes ist, wo ich einen guten Lohn verdienen kann und etwas leisten muß, so will ich es schon werden und es kommt mir nicht auf ein Tüpfelchen darauf an, was es ist. Die Mutter hat es jetzt schwer. Und es ist mir am liebsten, wenn ich bald etwas verdienen kann, daß sie es dann leichter hat.“

„Los Hans, vorige Woche war ich in Bern und kam zufällig mit einem Freund zusammen, welcher Fürsprecher ist

und an der Spitalgasse ein weitbekanntes Advokaturbureau betreibt. Dieser Mann sucht einen Lehrling. Er fragte mich, ob ich ihm keinen Burschen wisse, der Lust hätte, das Notariatswesen zu erlernen. Da dachte ich an dich. Es wäre gewiß kein schlechter Beruf und hättest später durch die Beziehungen des Fürsprechers Aussicht, als eidgenössischer Beamter in Bern dein gutes Fortkommen zu finden. Du würdest auch von Anfang an Lohn erhalten, vierzig Franken im Monat. Was meinst du? Ueberleg dir die Sache einmal. Ich will dann auch noch mit deiner Mutter darüber reden.“ Er erhob sich. „Gut Nacht, Hans. Grüß mir auch die Mutter.“

Bald nachdem der Präsident das Haus verlassen hatte, kam die Mutter heim. Und da der Hans sehr begierig war, ihre Meinung zu hören, erzählte er alsbald, was vorgefallen sei. Die Mutter war nun freilich dermaßen überrascht, daß sie nicht sogleich zu Worten kommen konnte. Denn im stillen hatte sie je länger je mehr daran gedacht, den Hans studieren zu lassen. Wenigstens ein Lehrer sollte er werden. Sie sagte ihm nun alles so, wie sie es gedacht hatte. Aber da widerredete ihr der Bub.

„Nein Mutter, dazu sind wir zu arm. Ich will nicht, daß du noch weiter so wie ein Kofß schaffen mußt. Ich will dir helfen Geld verdienen. Und ich hätte, glaub ich, auch keine rechte Freude am studieren. Immer nur Bücher und Schreibhefte um mich herum zu haben, wäre nicht, was mir gefällt. Ich möchte jetzt lieber eine rechte, wahrhafte Arbeit anfangen. Sag einmal, was meinst du zu der Stelle bei dem Fürsprecher?“ Sie beriethen noch eine Weile und kamen überein, daß der Hans es dort ja probieren könne.

Am nächsten schulfreien Nachmittage gingen der Präsident und der Hans mitsammen nach Bern zu dem Fürsprecher. Sie vereinbarten als Anfang der Lehrzeit den 1. April.

Von seinen Mitschülern erwähnten sich etliche einen kaufmännischen Beruf. Einige andere wollten ein Handwerk erlernen, und nur drei blieben auf den Höfen ihrer Väter, um Bauern zu werden. Von diesen dreien aber sprach man nicht, denn es dünkte die Buben, diese ergriffen den am wenigsten ehrenhaften Beruf von allen. Zufällig waren sie von allen auch die trügsten Köpfe, und das bestärkte die Buben in ihrer Meinung, daß zu einem Bauer der Dümme noch eben gut genug sei. Einzig der Hans dachte im stillen, diese drei hätten es nun am besten. Er dachte vorläufig noch nicht weiter darüber nach warum, er fühlte nur immer wieder diesen Gedanken in sich und kam davon nicht ab.

Der Fritz Bohnenblust war unter allen der einzige, welcher die Schulbank nicht verließ, sondern nur vertauschte. Er sollte nach dem Willen seines Vaters, des Sekundarlehrers, das Lehrerseminar in Bern besuchen. Aber der Fritz sagte immer: „Ich will Künstler werden, Musiker. Sagt das, wenn einer euch fragt. Ich werde nicht Lehrer. Das Seminar soll bloß zu meiner allgemeinen Bildung dienen.“

(Fortsetzung folgt.)

Oeffentliche Bauten.

Don Hermann Röthlisberger, Bern.

„Jede Zeit schreibt ihre Geschichte am wahrsten in den Kunstwerken, die sie schafft.“ (Hermann Grimm.) Nicht an

Kunstdenkmäler, die die Museen füllen, denken wir in erster Linie. Werke, die aus den Forderungen eines Volkes erstan-



Zwei Türme des eidgenössischen Postgebäudes in Bern.

In mißverständlicher Anpassung an alte Bauten („falscher Heimatschutz“) ist eine Zusammenstellung von Silhouetten und Details entstanden, welche neben den Vorbildern — Turm der Heiliggeistkirche und Käfigturm in Bern — durchaus unkünstlerisch wirken.

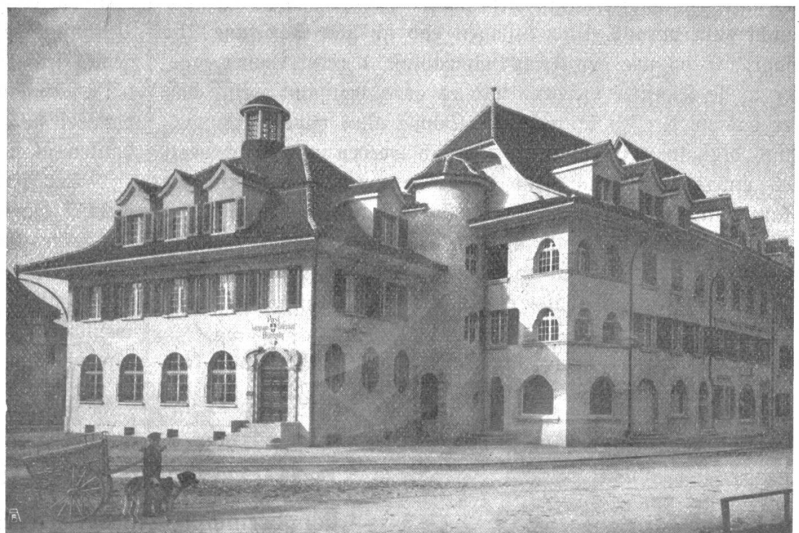
den sind, die heute noch mitten im Leben stehen, die stehen uns im Sinn. So erscheinen uns die Kirchen des frühen Mittelalters, die Kirchen der Gotik als der vielberedte Ausdruck einer jahrhundertalten Sehnsucht, eines mächtig gesteigerten Willens. Die Rathhäuser dann, die Zunftstuben geben sich als Zeugen eines gehobenen, selbstbewußten Bürgerfinns. So wird der öffentliche Bau, in der besonderen Prägung eines Meisters, eine Bauhütte oder einer Schule, als Kulturdokument eines Zeitalters eingeschätzt. Dabei erscheint das einzelne Werk bis in die kleinsten architektonischen Teilstücke, im Wasserpeier, in den Türklinten, in einer Durchbildung, die wir rassistig nennen. Der Bau als Ganzes hinwiederum ordnet sich ein, als organisch gestaltetes Glied, als Schmuckstück oft in die Anlage der alten Stadt. Und darin scheint uns der öffentliche Bau jener Jahrhunderte als Ausdruck einer innerlich geschlossenen Kultur.

Auch unsere Zeit hat ihre Geschichte in Baudenkmalern niedergelegt. Es sind die Jahre der Verwirrung, der Unselbstständigkeit im Bauen, die Tage einer schamlos gesteigerten Spekulation, die Jahrzehnte, da die besten, organisatorischen Kräfte von den Wissenschaften, von der Technik, vom Handel beansprucht waren. So werden unsere Nachfahren die Stadteile, entstanden in den letzten fünfzig Jahren, die öffentlichen Bauten zu entschuldigen versuchen. Sie werden milde urteilen, wie man über die Handlungsweise von Kranken oder Kindern spricht. Das neue Quartier erscheint ihnen ähnlich der Seite eines Annoncenblattes; die Praxis des Städtebaues betrieben nach den Mächenschaften einer geriebenen Annoncenacquisition. In diesen neuen Quartieren, des öftern aber in alte, geschlossene Stadteile eingesprengt, steht der öffentliche, eidgenössische Bau im Postgebäude, in Verwaltungshäusern und in Bahnhofshallen. Die bis dahin unabänderliche eidgenössische

Gepflogenheit, in unserem Lande, selbst in kleinen Ortschaften, den italienischen Renaissance-Palast in schlecht geformten Kuppeln und schwächlich nachempfundenem Zierart als Postgebäude aufzustellen, bedarf an dieser Stelle keiner weiteren Würdigung. Ihr haben wir zum schönen Teil die Gründung unserer Vereinigung und die Prägung des Namens zu verdanken. Und eine der ersten Forderungen, von der Einfeldung in die architektonische Anlage eines Platzes, in die Erscheinung eines Landschaftsbildes, ist aus diesem Gegensatz entstanden.

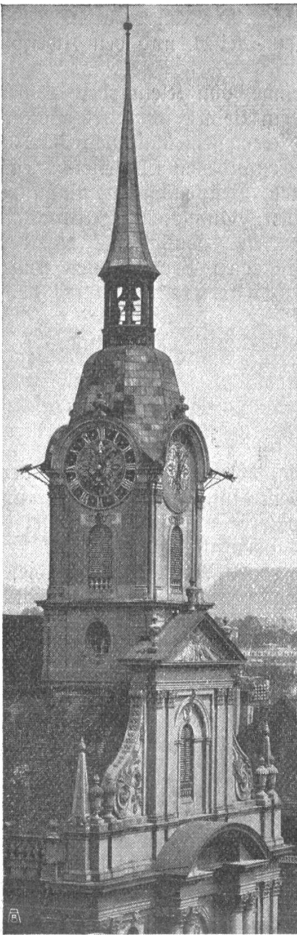
Die nachträgliche Anerkennung des Barock, heute in eine besondere Vorliebe verwandelt, kam nun scheinbar unserer Forderung auf halbem Weg entgegen. Denn unsere Ortschaftsbilder weisen in ihrem architektonischen Bestande je nach der Landesgegend zahlreiche französische oder deutsche Barockbauten auf. Und so sucht man nun mehr und mehr die Architektur der Postgebäude und Bahnhofsbauten mit Barockmotiven in Girlanden, Vasen, Dachreitern, Turmanfängen aufzuputzen. So wird die Einfeldung in die Umgebung angestrebt, und der Heimatschutz-Baumeister (Motivchen-Krämer) findet mit seinen Werken im „Heimatschutzstil“ in der Presse eine lobende Erwähnung. Dieser durchaus falsch verstandenen Auslegung unseres Grundsatzes müssen wir an dieser Stelle energigisch entgegenreten. Ein Beispiel in ihrer Tragweite, als Anpassung im schlimmen Sinne, soll unsere Abweisung begründen helfen.

Das Postgebäude zu Bern im „Heimatschutzstil“ erbaut, „als Anpassung an die Umgebung“. Die Frage, ob und wieviele Türme ein Postgebäude zu tragen habe, lassen wir dahingestellt. Wir haben der Abbildung vom Postgebäude den Turm der benachbarten Heiliggeistkirche und den ebenso nahen Käfigturm beigelegt. Beim vergleichenden Betrachten muß auffallen, daß die eidgenössischen Turmformen, besonders ausgeprägt in den beiden vordern Ecklösungen, eine Anpassung an die Gestalt des Käfigturmes bedeuten. Die Laterne über dem Dach mit dem spitz auslaufenden Helm, die seitlich



Das neue Postgebäude in Bümpf.

(Architekt K. Indermühle, Bern.) Gute Proportionen und wenige kräftige Ornamente betonen die Bedeutung des öffentlichen Gebäudes.



Turm und Giebel der Heiliggeistkirche Zum Vergleich: der vasengeschmückte Bogen über den Uhren mit den verwandten Bauteilen der Türme des Postgebäudes.

eingelegeten Fensterchen, sie belegen die besondere Bemühung. Wie die Kante des Daches mit einem Bogen durchbrochen, dieser durch einen Vasenaufsatz bekrönt werden kann, dies mußte die Heiliggeistkirche lehren. Im Hauptturm des Postgebäudes hat denn auch die Uhr im selben Bogen Platz gefunden. Die Bekrönungsvasen, der eidgenössischen Symbolik eingedenk, haben die ordnungsgemäße Form des Kreuzes angenommen. Wer den maßig aufstrebenden Käftigturm im Auge behält, beachtet, wie die vier Gratlinien im Dach in einem eleganten Verlauf nach oben führen, wer den Aufsatz, das Größenverhältnis der Laterne betrachtet, empfindet Freude im Ausklingen der Linien des Helmes bis hinauf zur Wetterfahne, oder wer den Turm der Heiliggeistkirche Stück um Stück in noch feineren Variationen kennt, der weiß gewiß den „Heimatschutzstil“ des benachbarten Postgebäudes würdig einzuschätzen.

Das Beispiel steht seit etlichen Jahren. Wir hätten diese Angelegenheit als Versuch einer sogenannten Anpassung füglich ruhen lassen können. Vorfälle aus den jüngsten Tagen aber bekräftigen mit aller Deutlichkeit, daß eben diese Art der „charakteristischen Anpassung“ im Dienste des „Heimatschutzes“ nun allgemach in öffentlichen Bauten zur Regel und in Jury-Entscheidungen zum Maßstab im Werturteil erhoben werden soll.

Das Postgebäude ist eine Aufgabe aus der Verkehrsentwicklung unserer Zeit heraus. Dazu kommen: erweiterte Bahnhofsanlagen, Verwaltungs- und Militärbauten, Getreidespeicher; und ein jedes dieser Gebäude vereinigt eine Summe von durchaus neuen Forderungen. Die Veränderung der Siedlungsverhältnisse, umwälzende Fortschritte in allen Zweigen des Verkehrswezens, der Landesverwaltung, Maßnahmen der Hygiene, material-technisch grundverschiedene Neuerungen, moderne Konstruktionsbedingungen bieten eine Ueberfülle an Aufgaben in einem Zeitverlauf von wenig Jahren. Alle Kräfte samt und sonders sind an der Bewältigung der rein technischen Aufgabe interessiert; für die eigentliche Architektur, die künstlerisch organisatorische Durchdringung des Baues war keine Kraft mehr übrig. Kein Wunder, wenn der sogenannten Architektur in wohlgemeinter Arbeit der Beamten, in einer kläglichen Motivchen-Verteilung Genüge geleistet wird.

Der Architekt als Beamter, als Vollstrecker der Reglemente und Normen kann unmöglich weiter helfen. Um alle die vorhin gezeichneten neuen Forderungen zu umspannen, die hochentwickelte Technik in den Dienst eines schöpferischen Willens zu stellen, die dringenden Aufgaben in architektonisch großen Lösungen zu meistern, braucht es mehr als redlich geleistete Stundenarbeit im Bureau,

mehr als Kompromisse in Wettbewerben — das verlangt nach dem Architekten als Organisator.

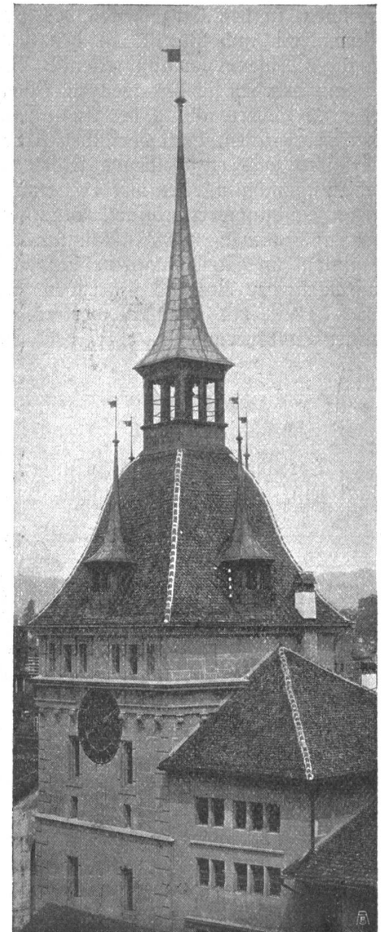
Zwei Vorschläge können weiter helfen. Sie haben in den jüngsten Jahren in Deutschland eine stattliche Zahl von neu gestalteten, schönen Regierungsbauten unter Dach gebracht. Es sind dies der sachlich organisierte Wettbewerb und die direkte Vergebung eines Bauauftrages an tüchtige, neuzeitlich schaffende Kräfte.

Ganz besondere Freude erfüllt uns, als fernere Beweise zuguterletzt, aus unserer Zeit, aus unserem Lande eine erhebliche Zahl von öffentlichen Bauten zu nennen: Gemeindehäuser, Regierungsbauten, Postgebäude, die für das Verlangen nach einer freien, organisatorisch von Grund auf neuen Architektur bedeutsames Zeugnis reden.

Es sei, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, an gelungene Umbauten von Rathhäusern, an Kirchenrenovationen, Neubauten, erinnert. Wir nennen die Landwirtschaftsschule in Münsingen, ferner die Schulhausbauten der Stadt Zürich, ihre neue Universität, das Thurgauer Kantonschulgebäude, Schulhäuser im Kanton Uri, um Bern, Bankbauten in Chur, Langenthal, Aarau, das Obergericht zu Bern, die Gemeindehäuser von Brailard im Kanton Gené, die Anlage und Bauten der rhätischen Bahnen, der Lötschberglinie. Darin liegen Werte künstlerisch organisatorischer Arbeit. Sie alle erbringen den Beweis, daß die Kräfte zur Bemeisterung der höchsten Bauaufgaben heute in Bereitschaft stehen. Wo Private, Gesellschaften, Gemeindeverwaltungen, Kantonsregierungen über das Bauamt hinaus dem Architekten als Künstler und Geschäftsleiter vertrauten, mit seltenen Ausnahmen dermaßen beriedigende Lösungen fanden, da kann sich der Bund nicht länger sträuben.

Das Eidgenössische Baudepartement als größter Bauherr hat nach Einsicht solcher Beweise jegliches Recht verscherzt, fernerhin die Millionen im Baubudget in Kuppelbauten einer faden Renaissance- oder Barock-Nachahmung anzulegen.

Postgebäude, Bahnhöfe, Banken, Militärbauten, Kraftwerke sind Kulturdokumente unserer Zeit. Sie sollen ihre Gestaltung aus unserer Zeit heraus durch organisatorisch schöpferische Kräfte erlangen. Nur in unparteiisch durchgeführten Wettbewerben, in Entwurfsaufträgen an bewährte künstlerische Köpfe kann eine Wendung im Bauwesen der Eidgenossenschaft erwartet werden. Mit den Entwürfen allein ist es nicht getan. Unsere Bundesbauten zeigen in den Innen-



Der Kältigturm in Bern.

Zum Vergleich: die elegant geschwungene Dachlinie, die Einfachheit des Dachaufbaues und der Laterne mit den verwandten Bauteilen der Türme des Postgebäudes.

räumen, in den Einzelheiten der Portalbauten, der Architekturmalerei und Plastik, in den handwerklichen Arbeiten ein wahres Museum von abschreckenden Beispielen schlimmster Sorte. Damit erheben sie den weiteren Vorschlag zur Notwendigkeit: In der Ueberwachung der Ausführungsarbeiten, in der Wahl der dekorativen, handwerklichen Arbeiten hat der entwerfende Architekt das entscheidende Wort zu sprechen. Weite Entwicklungsmöglichkeiten werden damit der angewandten Kunst, dem Bauhandwerk eröffnet. Staatsaufträge, auch nur in kleineren Summen, zur Ausschmückung der öffentlichen Bauten könnten an Stelle magerer Stipendien treten. Der Detailentwurf, der Rat des führenden Architekten, sie beeinflussen die Arbeit des Bauhandwerkers. Das Geld des Bundes, unser Volksvermögen lehrt den Schlosser wieder feck sein

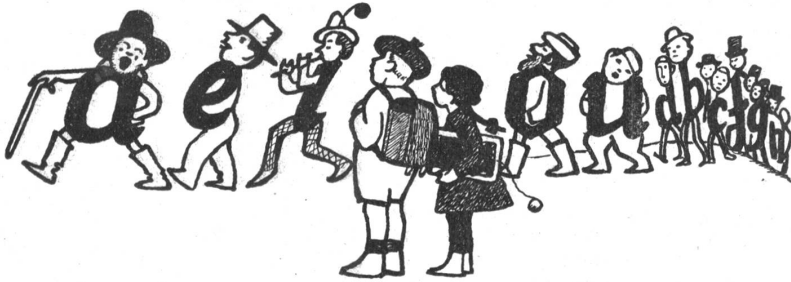
Eisen hämmern, den Maler einfach, wirksam dekorieren, den Steinbauer wieder regelrecht den Meißel und den Zweispitz handhaben.

Und aus all dieser Unsumme von Kleinarbeit ersteht ein Ganzes von heute — ein kleines schmuckes Postgebäude am Dorfplatz, eine Bank, verkehrstechnisch, architektonisch als Mittelpunkt eines neuerstandenen Quartiers; eine Bahnhofsanlage, in den Einfahrten, Brückenbauten, Bahnsteigen, in den weitspannenden Hallen, Baumassen gegeneinander abgewertet; die Eingangsbogen, die Glasschürze darüber, den plastisch strengen Schmuck in edlen Proportionen eingesetzt — das öffentliche Gebäude als Kern im modernen Städtebau.

(Etwas gekürzt aus „Heimatschutz“).

Unterm Holderbusch.*

Der diesen Buchtitel erfunden hat, muß poetisch veranlagt sein, er muß die Jugend kennen und lieben. Unterm



Holderbusch! Wer konnte nicht einen Holderbusch, aus dem es Märchen flüstert oder Kindergeschichten, selbst erleben. Mein Jugendholderbusch steht tief hinten in einem Wassergraben; vom Schulhaus aus war er knapp zu erreichen in der großen Pause. Aber wie oft haben wir ihn aufgesucht! Wie oft gab es für das Zuspätkommen strafende Worte, wenn nicht gar mehr! Er steht neben einer alten, halbzerfallenen Delmühle. Hier waren wundervolle Verstecke, wie von der Natur extra für uns Buben und Mädchen gemacht. Hier war ein Duffen und Blühen, ein Raunen und Flüstern, ein Krabbeln und Flattern wie schöner in keinem Märchen. Was ich unter meinem Jugendholderbusch erlebt, ist mir ein lieberer Besitz als das, was ich aus einem Duzend gelehrter Bücher in meinem Erinnerungsspeicher zusammengetragen habe.

Es kam auch vor, daß ein lieblicher Wind die Düste des Holderbusches durch die geöffneten Fenster ins Schulzimmer hineinrug. Das war etwa, wenn uns die strenge Lehrerin zur Belohnung für gutes Verhalten und fleißige Arbeit aus ihrem Robinsonbuche vorlas. Das war wunderschön! Wie Hollunderduft waren auch die Märchen vom Tischlein deck dich, vom Dornröschen, von den Bremer Stadtmusikanten, die sie uns erzählte. Schön war's auch, wann wir sangen: „Weißt du, wie viel Sterne stehen“, oder „Guter Mond, du gehst so stille.“

Dem Herausgeber des Kinderbuches, das wir hier vor Augen haben, mögen die Gefühle und Seelenstimmungen vorgeschwebt haben, die das Kind als eine Art Nebenprodukt im strengen Sach- und Fachunterricht der Schule gewinnt, die es gleichsam wie Blumen seitab dem Schulwege gepflückt und die es als duftenden Erinnerungstrauß mitnimmt ins spätere Leben. Die poetischen Stoffe galt es zu sammeln, die aus sich heraus zum Kinderherzen sprechen. Es gibt Märchen, Gedichte, Reime, die für immer und alle Zeiten einen Gedanken, eine Vorstel-

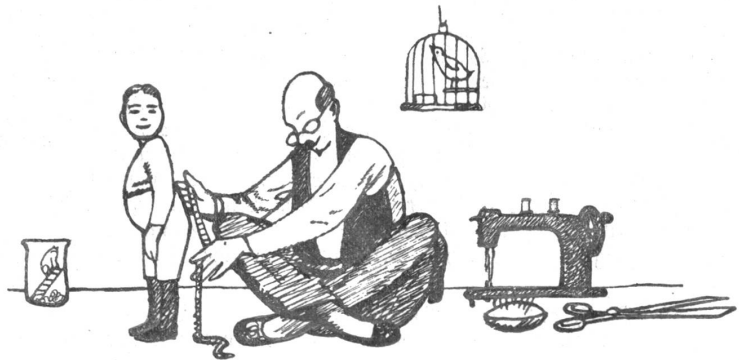
lung, eine Empfindung einkleiden, die jedes Kind einmal versteht und durchlebt; die zum Geistesfundament gehören, auf die sich ein Späteres aufbauen kann, sei es als Erkenntnis oder als Empfindung.

Eine wunderbare Rolle spielt bei dieser welt- und lebenbedeutenden Kinderliteratur der Humor. Er ist wie das Salz der Speise, der Sauerstoff der Luft. Er gehört so selbstverständlich dazu wie die Finger an die Hand, das Herz in den lebendigen Körper. Daß in allen Dingen ein Zusammenhang und eine Ordnung sein muß, die unumstößlich und unverkehrbar ist — wie lehrt das schalkhaft lustig die „Verkehrte Welt“!

„Des Abends, wenn ich früh aufstehe,
Des Morgens, wenn ich zu Bette geh',
Dann krähen die Hühner, dann gackelt der Hahn,
Dann fangen die Garben zu drehen an.“

Was da nicht für eine reiche Vorstellungswelt durch den Kinderkopf geht, der sich das alles zurecht legen muß — muß? — nein, es tut das mit lachendem Herzen, mit lachendem Mund!

Oder gleich das folgende Stück des Buches: der Schlaraffenlandbrei. Schlaraffenwünsche hat jedes Kind. Daß es sie in der Phantasie auslebe, das muß der Wunsch jedes Erziehers sein. Warum das wirkliche Leben kein Schlaraffenland sein kann, diese Erkenntnis fließt dem Kinde schon aus der Erzählung vom süßen Brei zu, den man zuerst durchfressen muß: das ewige Sattsein ist kein Glückszustand. Fürwahr, eine größere Erkenntnis kann dem Menschen nicht werden.



Wie ich das Buch durchblättere, fällt mir angenehm auf, wie alle die über 150 Stücke dieser soeben aufgestellten Forderung des tiefen Gehaltes und der künstlerischen Form ent-

* **Unterm Holderbusch.** Den Kindern des zweiten Schuljahres dargeboten von Dr. Ernst Schneider, Seminardirektor in Bern, mit Bildern von Emil Cardinaug. Verlag von A. Francke, Bern. Geschenkausgabe Fr. 3. 35.